



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pfalz, Franz: Goethe und Schopenhauer : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

daher in diesen Gebieten eine so große Anzahl von Einzelbetrieben, daß man sich in längst vergangene Jahrhunderte versetzt glaubt.

Soweit Popper. Das Ergebnis seiner Untersuchung steht in vollem Einklange mit seiner Weltanschauung, ist aber höchst überraschend, wenn man die Hymnen anderer Techniker über die Herrlichkeit unsrer Zeit hört. Sehr gut wäre es, wenn naturalistische Ästhetiker vom Schlage des Herrn Bölsche sich von diesem Fachmanne belehren ließen.



## Goethe und Schopenhauer.

Von Franz Pfalz.

(Schluß.)



it der „Welt als Vorstellung,“ mit der idealistischen Verflüchtigung von Raum und Zeit, Ursache und Wirkung konnte sich Goethe, wie wir gesehen haben, nicht befreunden, eine solche Konstruktion der farben- und formenreichen Welt von innen heraus erschien ihm nicht praktisch verwendbar genug. Dagegen entsprachen die „Ideen“ als die Urtypen der Dinge ganz seiner praktischen Auffassung der Welt, und die Lehre Schopenhauers, daß nur das Genie die Idee unmittelbar anschauet, war ganz in seinem Sinne. In den „Wanderjahren“ (Betrachtungen im Sinne der Wanderer) sagt er: „Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes. Keines Anschauen des Äußern und Innern ist sehr selten. Es äußert sich jenes im praktischen Sinne, im unmittelbaren Handeln, dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genies, als Sprichwörtlichkeit des Menschenverstandes.“ Das ist dasselbe, was Schopenhauer (im dritten Buche seines Hauptwerkes, § 34\*) sagt: „Wenn man, durch die Kraft des Geistes gehoben, die gewöhnliche Betrachtungsart der Dinge fahren läßt, aufhört, nur ihren Relationen zu einander, deren letztes Ziel immer die Relation zum eignen Willen ist, am Leitfaden der Gestaltungen des Sazes vom Grunde, nachzugehen, also nicht mehr das Wo, das Wann, das Warum und das Wozu an den Dingen betrachtet, sondern einzig und allein das Was, auch nicht das abstrakte Denken, die Begriffe der Vernunft das Bewußtsein einnehmen läßt, sondern, statt alles diesen, die ganze Macht seines Geistes der Anschauung hingiebt, sich ganz in

\*) Die Citate sind der dritten Auflage entnommen, die leichter zugänglich ist als die erste.

diese versenkt und das ganze Bewußtsein ausfüllen läßt durch die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen natürlichen Gegenstandes, sei es eine Landschaft, ein Baum, ein Fels, ein Gebäude oder was auch immer, indem man nach einer sinnvollen deutschen Redensart sich gänzlich in diesen Gegenstand verliert, d. h. eben sein Individuum, seinen Willen vergißt und nur noch als reines Subjekt, als klarer Spiegel des Objektes bestehend bleibt, so daß es ist, als ob der Gegenstand allein da wäre, ohne jemanden, der ihn wahrnimmt, und man also nicht mehr den Anschauenden von der Anschauung trennen kann, sondern beide eins geworden sind, indem das ganze Bewußtsein von einem einzigen anschaulichen Bilde gänzlich gefüllt und eingenommen ist, wenn also solchermaßen das Objekt aus aller Relation zu etwas außer ihm, das Subjekt aus aller Relation zum Willen getreten ist, dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches, sondern es ist die Idee, die ewige Form, die unmittelbare Objektivität des Willens auf dieser Stufe, und eben darum ist der in dieser Anschauung begriffene nicht mehr Individuum, sondern er ist ein reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntnis.“ Nur daß Schopenhauer, wie er an einer andern Stelle ausdrücklich hervorhebt, das mathematische Denken als dem Sage des Grundes unterworfen von dem genialen Schauen abtrennt, ja diesem entgegensetzt. Wenn man sich erinnert, wie freudig Goethe den Auseinandersetzungen Schopenhauers über das künstlerische Schaffen beistimmte, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß ihm bei den vielumstrittenen Müttern im zweiten Teile des Faust nicht bloß Plutarchs trockne Notizen, sondern mehr noch die Platonisch-Schopenhauerischen Ideen vorschwebten. Man betrachte nur den Zusammenhang, in dem die Mütter vorkommen: der Zauberschlüssel der poetischen Kraft führt in das Reich der Mütter, die von den Urbildern der Dinge umgeben sind, und bringt von dort herauf den Dreifuß, aus dessen Zaubergewölk sich die poetischen Gestalten entwickeln. Trifft diese Deutung nicht mit Schopenhauers Verherrlichung der Ideen nahe zusammen? Ebenso teilt Goethe Schopenhauers Ansicht, daß das Genie von den Zeitgenossen nicht erkannt werden könne, sondern die verdiente Würdigung von der Nachwelt erhoffen müsse. So sagt er in der dritten Abteilung der „Maximen und Reflexionen“: „Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen, lebendigen Gefühle, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.“ Schopenhauer, der dieses Thema in seinen spätern Schriften in den mannigfaltigsten Variationen abhandelt, sagt schon in seinem Hauptwerke (3. Buch, § 31): „So klein ist das eigentliche Publikum echter Philosophen, daß selbst die Schüler, die verstehen, ihnen nur sparsam von den Jahrhunderten gebracht werden.“

So wenig Goethe sich berufen gefühlt haben mag, dem methaphysischen Grundgedanken Schopenhauers näher zu treten, so ist es doch nicht zu ver-

kennen, daß „die Welt als Wille“ einen Eindruck auf ihn gemacht und ihn zu verschiedenen Betrachtungen veranlaßt hat. So legt er sich das Verhältnis des Individuums zur Gattung im Schopenhauerschen Sinne zurecht. „Das Allgemeine,“ sagt er in den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer,“ „und Besondere fallen zusammen, das Besondere ist das Allgemeine unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.“ Und in der dritten Abteilung der „Magimen und Reflexionen“: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen. — Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff. — Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für eine Manifestation des Urwesens oder doch nur für wenige empfänglich sind, und dies ist schon genug.“ Schopenhauer drückt dies so aus (3. Buch, Kap. 29): „Hat der Intellekt Kraft genug, das Ubergewicht zu erlangen und die Beziehungen der Dinge auf den Willen ganz fahren zu lassen, um statt ihrer das durch alle Relationen hindurch sich aussprechende, rein objektive Wesen einer Erscheinung aufzufassen, so verläßt er, mit dem Dienste des Willens zugleich, auch die Auffassung bloßer Relationen und damit auch die des einzelnen Dinges als solchen. Er schwebt alsdann frei, keinem Willen mehr angehörig; im einzelnen Dinge erkennt er bloß das Wesentliche und daher die ganze Gattung desselben, folglich hat er zu seinem Objekte jetzt die Ideen, also die beharrenden, unwandelbaren, von der zeitlichen Existenz der Einzelwesen unabhängigen Gestalten, die *species rerum*, als welche eigentlich das rein Objektive der Erscheinungen ausmachen.“ Ja man kann die angeführten Äußerungen Goethes auch im transscendenten Sinne auf den Urgrund aller Dinge beziehen, und dann würden sie mit dem übereinstimmen, was Schopenhauer an andrer Stelle (2. Buch, Kap. 25) sagt: „Suzwischen ist mir, bei Betrachtung der Unermeßlichkeit der Welt, das Wichtigste dieses, daß das Wesen an sich, dessen Erscheinung die Welt ist — was immer es auch sein möchte —, doch nicht sein wahres Selbst solchergestalt im grenzenlosen Raume auseinandergezogen und zerteilt haben kann, sondern diese unendliche Ausdehnung ganz allein seiner Erscheinung angehört, es selbst hingegen in jeglichem Dinge der Natur, in jedem Lebenden, ganz und ungeteilt gegenwärtig ist; daher eben man nichts verliert, wenn man bei irgend einem einzelnen stehen bleibt, und auch die wahre Weisheit nicht dadurch zu erlangen ist, daß man die grenzenlose Welt ausmißt, oder, was noch zweckmäßiger wäre, den endlosen Raum persönlich durchflüge, sondern vielmehr dadurch, daß man irgend ein einzelnes ganz erforscht, indem man das wahre und eigentliche Wesen desselben vollkommen erkennen und verstehen zu lernen sucht.“

Auch der Grundgedanke Schopenhauers, daß der Wille zum Leben sich

auf allen Stufen des organischen und unorganischen Lebens objektivire und somit alles mit einer Art Bewußtsein, das freilich von dem menschlichen sich weit entfernt, durchdringe, klingt bei Goethe an. So in „Mafariens Archiv“: „Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch ist auch das bloß Lebende verständig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und dürstet. Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des einen dringen, woher alles entspringt und worauf alles zurückzuführen wäre.“

Auf den Willen als weltbewegende Macht legte Goethe, freilich nur mit Beziehung auf den Menschen, in den spätern Jahren seines Lebens wiederholt ein besondres Gewicht. So sagte er am 12. Mai 1825 zu Eckermann: „Was können wir denn unser Eignes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen!“ Und am 4. Febr. 1829: „Die Überzeugung unsrer Fortdauer entspringt nur aus dem Begriffe der Thätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andre Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Den „Willen zum Leben“ könnte man auch aus dem Sage heraushören, den er in „Problem und Erwiderung“ ausspricht: „Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekanntem Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze.“ Schopenhauer sagt (2. Buch, § 29): „In der That gehört Abwesenheit alles Zieles, aller Grenzen zum Wesen des Willens an sich, der ein endloses Streben ist.“

Den Tod charakterisirt Goethe als eine Pause im kontinuierlichen Zuge des Lebens mit demselben Bilde wie Schopenhauer. Am 2. Mai 1824 betrachtete er die untergehende Sonne und sagte zu Eckermann: „Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“ Schopenhauer drückt dies (4. Buch, § 54) so aus: „Der Objektivierung des Willens ist die Form der Gegenwart wesentlich, welche als ausdehnungsloser Punkt die nach beiden Seiten unendliche Zeit schneidet und unverrückbar fest steht, gleich einem immerwährenden Mittag, ohne kühlenden Abend; wie die wirkliche Sonne ohne Unterlaß brennt, während sie nur scheinbar in den Schoß der Nacht sinkt; daher, wenn ein Mensch den Tod als seine Vernichtung fürchtet, es nicht anders ist, als wenn man dächte, die Sonne könne am Abend klagen: „Wehe mir! ich gehe unter in ewige Nacht.“ In der dritten Auflage seines Werkes hat er dieser Stelle die Anmerkung hinzugefügt: „Goethe hat das Gleichniß von mir, nicht etwa ich von ihm. Ohne Zweifel gebraucht er es infolge einer, vielleicht unbewußten Reminiscenz obiger Stelle,

da solche mit denselben Worten wie hier in der ersten Auflage, S. 401, steht, auch ebendasselbst, S. 528, wie hier am Schlusse des § 65 wiederkehrt.“ Man sieht hieraus, welchen tiefen Eindruck das Lesen des Schopenhauerschen Buches auf Goethe gemacht haben muß.

Daß endlich auch Schopenhauers Ethik den „Meister“ nicht unberührt ließ, ist schon angedeutet worden. Goethe war nicht Pessimist wie Schopenhauer und Byron, aber er war auch nicht Optimist um jeden Preis wie sein Egmont, sondern hielt sich als aufmerksamer Beobachter und rüstiger Arbeiter in der Mitte zwischen den Extremen. „Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen,“ lautet eine seiner „Maximen,“ „sie wird immer eine Tag- und Nachtseite behalten.“ Er unterschied scharf Natur und Menschenwelt. Die Natur war ihm immer ehrwürdig, interessant und rein, über die sittlichen Mängel der Menschen hatte er schon in der Jugend geklagt, im Alter stieg die Mißachtung der Durchschnittscharaktere infolge der übeln Erfahrungen, die er mit seiner Farbenlehre machte. Über die Beschwerlichkeit des Erdenlebens setzte er sich mutig hinweg, trug das eigne Leid mit heroischer Standhaftigkeit und suchte die allgemeine Not zu lindern, so gut er konnte. Die erhabene Heiterkeit seines Wesens beruhte außerdem auf dem festen Glauben, daß eine gütige Vorsehung jeden seiner Schritte lenke und alles zum Besten wende. Für den radikalen Pessimismus Schopenhauers und Byrons hatte er in seinem Herzen keinen Raum, aber sein Verstand versagte demselben nicht die Berechtigung: er verehrte Byron und er geriet im letzten Jahrzehnt sehr leicht in die Gedankenrichtung Schopenhauers. Ganz im Geiste der Schopenhauerschen Philosophie sagt er in den „Betrachtungen im Sinne der Wandrer“: „Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig, sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgiltig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen, und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, den Raum der Gleichgiltigkeit auszufüllen. Beschränkt sich dieses in die nächsten und notwendigsten Grenzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemeinverstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Region des Irrtums ist der Menschheit aufgethan.“

Der Schlüssel zu diesen Worten findet sich in dem Hauptwerke Schopenhauers und zwar im zweiten und dritten Buche des ersten Bandes; da heißt es z. B.: „Die Erkenntnis überhaupt, vernünftige sowohl als bloß anschauliche, geht ursprünglich aus dem Willen selbst hervor, gehört zum Wesen der höhern Stufen seiner Objektivierung, als ein Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art, so gut wie jedes Organ des Leibes. Ursprünglich also zum Dienste des Willens, zur Vollbringung seiner Zwecke bestimmt, bleibt sie ihm auch fast durchgängig dienstbar, so in allen Tieren und beinahe in allen Menschen.

Zwischen Wollen und Erreichen fließt nun durchaus jedes Menschenleben fort. Der Wunsch ist, seiner Natur nach, Schmerz, die Erreichung gebiert schnell Sättigung, das Ziel war nur scheinbar, der Besitz nimmt den Schmerz weg, unter einer neuen Gestalt stellt sich der Wunsch, das Bedürfnis wieder ein; wo nicht, so folgt Öde, Leere, Langeweile, gegen die der Kampf ebenso quälend ist, wie gegen die Not. So sehr nun aber auch große und kleine Plagen jedes Menschenleben füllen und in steter Unruhe und Bewegung erhalten, so vermögen sie doch nicht die Unzulänglichkeit des Lebens zur Erfüllung des Geistes, das Leere und Schale des Daseins zu verdecken oder die Langeweile auszuschließen, die immer bereit ist, jede Pause zu füllen, welche die Sorge läßt. Daraus ist es entstanden, daß der menschliche Geist, noch nicht zufrieden mit den Sorgen, Bekümmernissen und Beschäftigungen, die ihm die wirkliche Welt auferlegt, sich in der Gestalt von tausend verschiedenen Superstitionen noch eine imaginäre Welt schafft, mit dieser sich dann auf alle Weise zu thun macht und Zeit und Kräfte an ihr verschwendet, sobald die wirkliche ihm die Ruhe gönnen will, für die er gar nicht empfänglich ist.“

Durchaus pessimistisch sind manche Äußerungen Goethes über seine wissenschaftlichen Gegner. So klagte er Eckermann am 15. Oktober 1825: „Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen, und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun ist, nie so kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben.“ Es ist, als ob man Schopenhauer hörte, wenn er seinem Ärger über die Philosophieprofessoren Luft macht.

Noch stürmischer betont Goethe die Verechtigung einer pessimistischen Weltanschauung in der dritten Abteilung der „Maximen und Reflexionen,“ wo er unumwunden sagt: „Die empirisch sittliche Welt besteht größtenteils nur aus bösem Willen und Neid.“ Schopenhauer verbreitet sich über diesen Punkt ausführlich im vierten Buche (§ 59): „Jeder, der aus den ersten Jugendträumen erwacht ist, eigne und fremde Erfahrung beachtet, sich im Leben, in der Geschichte der Vergangenheit und des eignen Zeitalters, endlich in den Werken der großen Dichter umgesehen hat, wird, wenn nicht irgend ein unauslöschlich eingprägtes Vorurteil seine Urteilskraft lähmt, wohl das Resultat erkennen, daß diese Menschenwelt das Reich des Zufalls und des Irrtums ist, die unbarmherzig darin schalten, im großen wie im kleinen, neben welchen aber noch Thorheit und Bosheit die Geißel schwingen; daher es kommt, daß jedes Bessere nur mühsam sich durchdrängt, das Edle und Weise sehr selten zur Erscheinung gelangt.“

Wie Schopenhauer, so glaubt auch Goethe nicht an eine zusammenhängende Weiterentwicklung der Menschheit nach einem idealen sittlichen Endziele. *Merkegrenzboten* IV. 1888.

würdig ist, was er darüber am 23. Oktober 1828 zu Eckermann auf dessen Bemerkung, daß die Entwicklung der Menschheit auf Jahrtausende angelegt scheine, sagte. „Wer weiß,“ erwiderte Goethe, „vielleicht auf Millionen. Aber laß die Menschheit dauern, so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entwicke. Klüger und vorsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles darnach angelegt, und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auf dieser lieben alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben.“ Es ist dasselbe, wenn er (am 18. Januar 1825) sagt: „Die Welt bleibt immer dieselbe, die Zustände wiederholen sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andre, warum sollte denn der eine Poet nicht wie der andre dichten?“

Schopenhauer hat im zweiten Bande seines Hauptwerkes, den Goethe nicht kannte, der Geschichte ein eignes Kapitel gewidmet und spricht sich darin sehr entschieden gegen das Bestreben Hegels aus, die Weltgeschichte als ein planmäßiges Ganze zu fassen. Diese Konstruktionsgeschichten, erklärt er, „laufen, von plattem Optimismus geleitet, zuletzt immer auf einen behaglichen, nahrhaften, fetten Staat, mit wohlgeordneter Konstitution, guter Justiz und Polizei, Technik und Industrie hinaus, weil diese in der That die allein mögliche ist, da das Moralische im wesentlichen unverändert bleibt.“ Aber auch schon im ersten Bande, den Goethe kannte, besonders im vierten Buche, betont er wiederholt „das Vergebliche und Nichtige“ des ganzen Strebens der Menschheit. In § 62 sagt er: „Erreichte der Staat seinen Zweck vollkommen, so könnte gewissermaßen, da er, durch die in ihm vereinigten Menschenkräfte, auch die übrige Natur sich mehr und mehr dienstbar zu machen weiß, zuletzt, durch Fortschaffung aller Arten von Übel, etwas dem Schlaraffenlande sich annäherndes zu stande kommen. Allein teils ist er noch sehr weit von diesem Ziele entfernt, teils würden noch immer unzählige, dem Leben durchaus wesentliche Übel es nach wie vor im Leiden erhalten.“ Selbst der Askese, der „Verneinung des Willens“ in Schopenhauers philosophischer Sprache, steht Goethe nicht so fern, wie es scheinen möchte, er läßt sie gelten, und sie giebt ihm Veranlassung, die welterlösende Macht des Christentums zu preisen. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht, was er in den „Wanderjahren“ (2. Buch, Kapitel 1) einen der Pädagogen in der pädagogischen Provinz sagen läßt: „Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart, es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde

nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen. Hiervon finden sich zwar Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann."

Mit dieser Apothese des christlichen Sittlichkeitsideals möge die Reihe der Beispiele schließen, welche die Anklänge Schopenhauerscher Philosophie in Goethes spätern Äußerungen zu Gehör bringen sollten. Es ließe sich noch manches hinzufügen. So ist in den „Orphischen Stanzas,“ die freilich schon vor dem Erscheinen von Schopenhauers Werk gedichtet worden sind, und noch mehr in dem Kommentar dazu vom Jahre 1820 ein Anklang an den intelligibeln (ursprünglichen, unveränderlichen) und empirischen Charakter zu erkennen. Am meisten beeinflusst von Schopenhauers Philosophie sind die Sentenzen in den „Wanderjahren“ und die Gespräche mit Eckermann, einigermaßen die naturphilosophischen Betrachtungen in den „Morphologischen Hefen,“ und auch der zweite Teil von Faust ist nicht unberührt geblieben.

Damit soll, wie gesagt, Goethe keineswegs zu einem Befenner von Schopenhauers Philosophie gestempelt werden. Dies wäre ebenso thöricht, als wenn man ihn zu einem Hegelianer machen wollte, weil sich Hegelscher Einfluß in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ebenfalls bei ihm nachweisen läßt. Wie er sich zu den neuern Philosophen verhielt, sagt er besser als in seinem Aufsatz: „Einwirkung der neuern Philosophie“ in dem Gedichte: „Vermächtnis“, das er im Jahre 1829 dichtete, und das, da es in weitem Kreise weniger bekannt ist, hier in ganzer Gestalt Zeugnis ablegen mag:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!  
Das Ew'ge regt sich fort in allen,  
Am Sein erhalte dich beglückt!  
Das Sein ist ewig, denn Gesetze  
Bewahren die lebend'gen Schätze,  
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,  
Hat edle Geisterschaft verbunden,  
Das alte Wahre, fass' es an!  
Verdant es, Erdensohn, dem Weisen,  
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,  
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,  
Das Centrum findest du dadrinnen,  
Woran kein Edler zweifeln mag,

Wirft keine Regel da vermessen;  
Denn das selbständige Gewissen  
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,  
Kein Falsches lassen sie dich schauen,  
Wenn dein Verstand dich wach erhält.  
Mit frischem Blick bemerke freudig  
Und wandle, sicher wie geschmeidig,  
Durch Auen reichbegabter Welt.

Genieße mäßig Füll' und Segen,  
Vernunft sei überall zugegen,  
Wo Leben sich des Lebens freut.  
Dann ist Vergangenheit beständig,  
Das Künftige voraus lebendig,  
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,  
Und bist du vom Gefühl durchdrungen,  
Was fruchtbar ist, allein ist wahr,  
Du prüfst das allgemeine Walten,  
Es wird nach seiner Weise schalten,  
Geselle dich zur kleinsten Schaar!

Und wie von Alters her im Stillen  
Ein Liebewerk nach eigenem Willen  
Der Philosoph, der Dichter schuf,  
So wirst du schönste Gunst erzielen,  
Denn edlen Seelen vorzufühlen  
Ist wünschenswertester Beruf.

Da dieses Gedicht die Berichtigung eines früher gedichteten ist, das die Überschrift „Eins und Alles“ trägt und die Weltanschauung Schellings durchblicken läßt, so enthält es offenbar eine Kritik der gesamten nachkantischen idealistischen Philosophie und ist in dieser Beziehung höchst wichtig.

Von Schopenhauers übrigen Werken hat Goethe keins gekannt, sie erschienen erst, wie auch der zweite Band seines Hauptwerkes, nach dessen Tode. Daher ist es auch kein Wunder, daß Goethe seinen philosophischen Freund allmählich ganz aus den Augen verlor, um so schneller, als Schopenhauer sich bekanntlich mehr und mehr einem einsiedlerischen Leben hingab. Nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, als Lehrer an der Berliner Universität unter den Professoren festen Fuß zu fassen, ging er nach Frankfurt, wo er als Sonderling, nicht als berühmter Philosoph, eine bekannte Persönlichkeit war. Er mußte lange auf Anerkennung warten. Die wissenschaftlichen Kreise Deutschlands lagen so ganz im Banne der Hegelschen Phrasen, daß sie für gar nichts andres Auge und Ohr hatten. Brockhaus, der Verleger, betrachtete die nicht starken Auflagen der Schriften Schopenhauers resignirt als Makulatur. Erst in den fünfziger Jahren, als man sich bei den hochtrabenden Drakelsprüchen des

„Absoluten“ zu langweilen anfang, verzog sich der Nebel, der Schopenhauers Lehre bisher verhüllt hatte, und wie ein prächtiges Abendrot verschönte ein später Ruhm das letzte Jahrzehnt des einsamen Denkers. Im April des Jahres 1860, ein halbes Jahr vor seinem Tode, erhielt er einen Brief von Ottilie von Goethe, worin sie ihn beglückwünschte, daß er das geworden sei, was er vor fünfzig Jahren habe werden wollen, „der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts.“ Dem alten Einsiedler in Frankfurt mochte diese Huldbigung wie ein Gruß seines großen Freundes aus dem Jenseits erscheinen, und gewiß, Goethe hätte ihm seinen Glückwunsch auch nicht versagt, so weit auch immer in manchen Hauptpunkten seine Wege von denen des Philosophen abwichen.



## Ein Denkmal der Leipziger Völkerschlacht.



Urch die Zeitungen ist in den letzten Monaten die überraschende Kunde gegangen, daß die Stadt Leipzig sich entschlossen hat, in diesem Jahre, wo seit den Tagen der Völkerschlacht drei Vierteljahrhunderte verflossen sind, einen Plan wieder aufzunehmen und durchzuführen, der 1863 bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht gefaßt wurde, zu dessen Ausführung sich damals 23 deutsche Städte verbanden, der aber dann durch die politischen Ereignisse in den Hintergrund gedrängt wurde und wohl allgemein für aufgegeben galt: den Plan, ein Denkmal der Völkerschlacht zu errichten. Wie die Zeitungen mitgeteilt haben, hat wenigstens ein Teil der Städte, die sich 1863 vereinigt hatten, allen voran Berlin und Wien, auf eine von Leipzig aus an sie ergangene Anfrage erklärt, daß sie sich an die vor 25 Jahren übernommene Verpflichtung für gebunden erachten und bereit sind, auch jetzt noch zur Ausführung des Planes ihre Hand zu bieten.

Die Kunde mußte überraschen in einer Zeit, wo einerseits eine gewisse Denkmalsmüdigkeit eingetreten ist, wo der Gedanke, für ein großes Denkmal einen allgemeinen Wettbewerb auszuschreiben, wohl überall als Anachronismus empfunden werden würde, da wenigstens ein hervorragender Künstler sich auf einen solchen Wettbewerb schwerlich noch einlassen würde, und wo andererseits die künstlerischen Kräfte wie die Opferwilligkeit des deutschen Volkes aller Orten durch Denkmäler für Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich in Anspruch genommen sind.

Und doch handelt es sich hier um Abtragung einer alten Ehrenschild, nicht bloß im Hinblick auf die großen, herrlichen, vor aller Vergessenheit ge-